

Magnus Striet

Gottes Schweigen

*Auferweckungssehnsucht –
und Skepsis*

Matthias Grünewald Verlag

VERLAGSGRUPPE PATMOS

**PATMOS
ESCHBACH
GRUNEWALD
THORBECKE
SCHWABEN**

Die Verlagsgruppe
mit Sinn für das Leben

Für die Schwabenverlag AG ist Nachhaltigkeit ein wichtiger Maßstab ihres Handelns. Wir achten daher auf den Einsatz umweltschonender Ressourcen und Materialien.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten

© 2015 Matthias Grünewald Verlag der Schwabenverlag AG, Ostfildern
www.gruenewaldverlag.de

Umschlaggestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart

Umschlagabbildung: © colombo/photocase.de

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Hergestellt in Deutschland

ISBN 978-3-7867-3033-0 (Print)

ISBN 978-3-7867-3056-9 (eBook)

Inhalt

8 Einleitung

11 *Biographie und Theologie*

16 *Glaubenskrise – Gotteskrise?*

20 *Was zu erwarten ist in diesem Buch*

Meditation I

25 Heinrich Heines Gottesehnsucht

Oder: Ein dem Diesseits verbundener Glaube

29 *Freiheitssehnsucht und Geschichtssensibilität*

33 *Erdverbundenheit und Nichtakzeptanz des Todes*

35 *Das Verlangen nach dem allmächtigen Gott*

37 *Gott? Eine Wette aus einem Bedürfnis heraus*

Meditation II

40 Hans Holbein der Jüngere: »Toter Christus«

Oder: Doch nur einer von uns?

41 *Kreuzesbrutalität*

45 *Reine Konzentration auf die »Sünde«*

50 *Erlösung – anders gedacht*

Meditation III

55 **Sich-Anstemmen gegen die »härteste Nicht-Utopie«**

Oder: Nicht mehr glauben können

56 *Brahms und die »Melancholie des Unvermögens«*

58 *Vom Unglück der Geburt*

61 *Wie entsteht Sinn?*

66 *Verweigerter Sinn und Geburtlichkeit*

68 *Der Zynismus der »Siebenmeilenstiefel«*

71 *Es ist genug*

74 *Und die Theologie?*

78 **Exkurs: Nachdenken über den Suizid**

79 *Selbstmord als Sünde: Augustinus*

85 *Wie frei ist der Suizid?*

87 *Kein Recht, Gründe abzusprechen*

90 *Was ist normal?*

93 *Erwartungskollisionen und ethische Dilemmata*

96 *Nochmals Augustinus*

99 *Über Kant hinaus*

102 *Selbsttötung – von Gott selbst eingeräumt als Möglichkeit*

Meditation IV

106 **»Dann ging er hin zu sterben ...«**

Oder: Ein Hingerichteter ist einer zu viel.

Aber warum dann dieser Tod?

107 *Dominanz der Opferrhetorik*

109 *Immer wieder: Des Augustinus langer Schatten*

112 *Keine Erlösung ohne Opfer: Anselm von Canterbury*

113 *Selbstbehauptung gegen die Überlast der Sünde*

116 *Schöpfer des Himmels – und allen Übels*

120 *Gott geht seinem Geschöpf nach*

125 *Was ist österlich Erlösung?*

Meditation V

129 **Nicht doch zu schön, um wahr zu sein?**

*Oder: Auferstehungs skepsis und Auferstehungsglaube
im Neuen Testament*

130 *Unvermeidlicher Zweifel*

134 *Trotziger Auferweckungsglaube*

Meditation VI

138 **»Karsamstagschristologie«**

Oder: Glauben – und den Skeptikern treu bleiben

138 *Vor allem Fontane*

140 *Glaubenszweifel in Fontanes Stechlin*

141 *Erinnerung an Lissabon*

144 *Zunächst dem Diesseits verpflichtet*

145 *Ein Dialog über Himmel und Erde*

147 *Unanfechtbare Wahrheiten?*

149 *Modernität als Ungewissheit*

152 *Glaube – das große Dennoch*

155 **Anmerkungen**

Einleitung

8

Das ist das Los,
Das Menschenlos: – was gut und groß
Und schön, das nimmt ein schlechtes Ende.

Heinrich Heine¹

Wir schreiben alle an der *einen* Partitur.

Hans Zender²

Sie gehört zu meinen frühen Kindheitserinnerungen, die Ruhe der Kartage. Zu dieser Erinnerung gehört auch die frühlingshafte Luft. Dabei dürfte es während der Kar- und Ostertage nicht immer Frühlingswetter gehabt haben. Schließlich stamme ich aus dem Münsterland. Und dort regnet es bekanntlich ebenso häufig, wie die Kirchenglocken läuten. Ob dies noch lange der Fall sein wird, ist fraglich. Gottesdienste werden seltener, Kirchen schließen. Dementsprechend nimmt das Geläut ab, und der Regen im Münsterland dazu proportional zu.

Manche schieben diese Entwicklung auf die Abnahme der Gläubigen. Es werde nicht mehr geglaubt, und deshalb ginge der Bedarf an Kirchen zurück. Ich bin da nicht so sicher. Sicher bin ich mir nur in einem anderen Punkt. Es wäre schade, wenn es eines Tages womöglich nur noch regnen würde. Aber was heißt

schon *nur noch*. Die Unterhaltungsindustrie würde wohl fleißig daran arbeiten, dass dieses *nur noch* übertönt würde. Aber sicher bin ich mir auch diesbezüglich nicht. Möglicherweise ist die Sehnsucht, dass da noch einer sei, ein Gott, zu stark im Menschen, als dass sie überdröhnt werden könnte vom lauten Einerlei des Alltags. Wer weiß.

Zu meinen frühen Kindheitserinnerungen gehört aber nicht nur, dass es über die Ostertage frühlingshaft warm war, sondern auch, dass man zuvor, ab Aschermittwoch, fasten sollte. Ganz so streng hielt man es auch Ende der 60er Jahre mit dem Fasten schon nicht mehr, dennoch war diese Praxis in den katholischen Milieus, soweit ich dies rückblickend einschätzen kann, durchaus noch präsent. Zumindes gab es, auch dies ist ja aufschlussreich, noch das schlechte Gewissen, wenn man es nicht tat. Es war noch nicht so wie heute, wo das Fasten der Figur und der Gesundheit dient und oftmals so zwanghaft betrieben wird, dass es sich von einer um des eigenen Seelenheils willen gnadenlos betriebenen religiösen Askese kaum unterscheidet. Warum man fasten sollte, hat mir allerdings damals schon nicht so recht eingeleuchtet. Nicht, dass ich nicht berührt gewesen wäre von dem, was da erinnert wurde, dieses grauenhafte Sterben eines Menschen, dieses Jesus von Nazareth. Und doch, aber ich will da nichts stilisieren, beschlich mich, so meine Erinnerung heute, bereits damals die Ahnung, dass an dieser Glaubenslogik etwas nicht stimmen konnte: Ein Gott, der seinem Sohn dieses Opfer abverlangte, wegen meiner Sünden ... Und dann gab es ja auch noch am Karfreitag Struwen, ein in Fett ausgebackener Hefeteig mit Rosinen, den wir Kinder liebten. Fasten zu sollen bei Struwen, ein Widerspruch in sich selbst. Der Katholizismus war immer flexibel genug, um sich das Leben nicht gänzlich vereckeln zu lassen. Das Leben will gelebt sein. Gegen eine allzu sündentriefende Rhetorik

rik hat sich das Normalitätsbewusstsein, die Lust am Leben, immer gestäubt. Die Mönchsorden bilden hier ein berüchtigtes Beispiel. *Ora et labora* ja, aber man wollte auch leben, und zwar gut.

10

In die Karfreitagsliturgie bin ich jedenfalls nur sehr ungern gegangen. Wenn die Leidensgeschichte verlesen wurde, hielt ich es nur schwer aus. Und dann die Stille, die eintrat, wenn es hieß: Und er senkte sein Haupt und verstarb. Ich kann mich auch gut erinnern, wie Menschen mit den Tränen kämpften. Und auch mir saß der Kloß im Hals. Ich habe nie geweint, war aber immer kurz davor. Umso erleichterter war ich, wenn die Liturgie dann zu Ende war – es wieder in den Frühling ging. Ein wenig stand die Welt dann aber noch still. Ich war unsicher, ob es angebracht sei, meiner üblichen Beschäftigung nachzugehen, nämlich im Garten Fußball zu spielen. Spätestens am Samstag habe ich wieder gespielt. Vermutlich aber auch schon am Freitag. Schicklicher wäre der Samstag gewesen, doch – ich gestehe es – es war der Freitag. Wie musste ich dann später bei Friedrich Nietzsche lesen: Es sei das Christentum und seine Moral gewesen, das den Menschen zur Wahrhaftigkeit erzogen habe. Aber: »der Sinn der Wahrhaftigkeit, durch das Christentum hoch entwickelt«, habe »Ekel vor der Falschheit und Verlogenheit aller christlichen Welt- und Geschichtsdeutung«³ bekommen.

Aber zurück zu meiner Kindheit. So richtig wohl, daran kann ich mich auch noch sehr gut erinnern, war mir nicht dabei, wenn ich zur Normalität, *meiner* Normalität, zurückging. Dass der Karfreitag einzuhalten sei, dieser Tag den Alltag unterbrach, war noch selbstverständlich. Was immer das auch heißen haben mag. Man hatte zu fasten, die Kinder nur begrenzt, jedenfalls nicht so wie die Erwachsenen, und doch: atmosphärisch war dieser Tag deutlich anders. Die Zeit war ein wenig stillgestellt, die

Stimmung eingedüstert. Diese Stimmung ließ sich allerdings auch nur alles andere als leicht aushalten. Mich jedenfalls bedrückte sie. Aber schlussendlich hat mich auch niemand daran gehindert, schlicht und einfach wieder Kind zu sein, das heißt: zu spielen.

Biographie und Theologie

Ich schildere diese Erinnerungen dankbar, denn sie prägen mich bis heute, auch wenn sie selbstverständlich längst nicht mehr eins zu eins das widerspiegeln, was ich damals empfunden haben mag. Wer weiß es. Inzwischen habe ich mich viele Jahre in der Theologie versucht, tue dies bis heute. Dabei ist Theologie für mich ein sehr weiter Begriff. Über Gott, den *möglichen* Gott, nachzudenken geht nur, wenn man dies in möglichst großer Weite tut. Theologie zu treiben heißt für mich zu lesen, aber eben nicht nur das, was man theologische Literatur nennt: Darüber hinaus lese ich Philosophie, Literatur, Zeitungen; Theologie zu treiben heißt für mich, Filme zu schauen und Musik zu hören, Kunst wahrzunehmen; Theologie zu treiben heißt für mich, mich in Kulturwelten zu bewegen, den vergangenen und den gegenwärtigen, mich in ihnen über *Gott* zu verständigen – auf diese Weise danach zu fragen, was es mit diesem Wort Gott auf sich haben könnte, präziser: möge. Und es heißt für mich, die Gesichter von Menschen lesen zu lernen, am Bahnhof, in der Stadt, im Fitnessstudio und wo auch immer. Denn über Gott nachzudenken, wobei ja nicht einmal zu wissen ist, ob Gott – und damit meine ich immer den freien Gott, den Gott, der etwas anzufangen, der zu handeln vermag – überhaupt existiert, dies ist gleichbedeutend damit, über den Menschen nachzudenken. Nicht, dass Gott nicht

an sich selbst interessant wäre, und auch nicht, dass das, was im Begriff Gottes gedacht wird, dann notwendig nur menschliche Projektion sein müsste, will ich damit sagen. Aber wenn das Ich über Gott nachdenkt, ohne am Menschen interessiert zu sein, verliert es sich im Abstrakten, ins Weltvergessene. Allerdings kann es nicht nur das Ich sein, das in diesem Nachdenken vorkommt. In dieses Nachdenken nicht den anderen Menschen, dessen Freude und Lebensglück, dessen Nöte und Ängste, die unendlich vielen Menschen einzubeziehen, die längst gestorben sind, teils friedlich, einverstanden mit ihrem Leben, teils unter größten Qualen, nicht die Gottesfrage stets als Frage nach dem Menschen zu stellen, lässt diese zum Glasperlenspiel werden. Ja sie würde angesichts der so vielen, denen Schreckliches widerfuhr und widerfährt, schlicht zynisch. Gott ist ein Gott aller Menschen, oder aber der Begriff ist menschenverachtend.

Hermann Burger, der Literat aus der Schweiz, der sich 1976 das Leben nahm, einer dieser Schriftsteller, der heute kaum noch gelesen wird, hat auf die Frage, was er am meisten verachte, geantwortet: »Frömmigkeit und Geiz«. ⁴ Bezogen auf den Geiz kann ich nur unumwunden zustimmen. Geldfetischismus in seinen verschiedenen Spielarten ist immer vor allem eines, nämlich dummlich. Bezogen auf das, was Burger Frömmigkeit nennt, unterscheide ich: ja, wenn es sich um diese nur um das eigene Ich kreisende Frömmigkeit handelt, um all diese Varianten von »Spiritualität«, in denen es um das eigene Seelenheil geht, besser müsste man sagen: darum geht, sich wohl zu fühlen auf Erden. Selbstverständlich ist es berechtigt, für den eigenen Seelenhaushalt zu sorgen, sich in den vielfältigen Dimensionen, die Menschsein ausmacht, um sich selbst zu sorgen. Allerdings beschleicht mich immer mehr der Verdacht, dass eine Vielzahl gegenwärtiger Spiritualitätstypen schlicht gottvergessen ist und

den tief im Fleisch der Menschheit sitzenden biblischen Stachel der Gottesfrage gezogen hat.

Wo ist Gott?, so hat Johann Baptist Metz immer wieder erinnert, das sei die Frage, die biblisch im Zentrum stehe, und deshalb ist für ihn die Gebetssprache zumal alttestamentlicher Gottestraktionen auch eine »Leidenssprache, eine Krisensprache, eine Sprache der Anfechtung« und »keine Sprache der Überaffirmation«. ⁵ Es ist der Schrei nach Gerechtigkeit, das blanke Entsetzen angesichts der ungeheuerlichen Leidensgeschichte der Menschheit, das hier die Sehnsucht nach Gott stimuliert. Sich nicht einverstanden geben wollen mit der Welt, wie sie ist, ist das, was den Gottesbegriff formt. Nur ein Gott, der rettet, Gerechtigkeit zu schaffen und die Tränen abzuwischen vermag, ist ein Gott, den zu ersehnen sich lohnt. Aber es ersehnt diesen Gott nur, wer empathisch mit dem Menschen fühlt. Gott *ist* nicht einfach, präziser muss man sagen: Wie Menschen über den letzten Grund der Wirklichkeit denken, was sie als diesen Grund ersehnen, den sie dann möglicherweise Gott nennen, vielleicht sogar mit *Du* anreden, steht nicht fest. Die religiöse Frage und mit ihr auch die Gottesfrage werden vielmehr in geschichtlichen Prozessen geboren, und damit werden sie auch nach Kriterien entschieden, die von Menschen gemacht – und von ihnen zu verantworten sind.

Nur beginnt auch niemand, die Gottesfrage von einem Nullpunkt aus zu stellen. Jeder Mensch ist ein Universum, hat eine, präziser: *seine* Welt in seinem Kopf. Aber dieses Universum ist lebensweltlich, man kann auch schlicht sagen: durch Geburt und Herkunft geprägt. Man kann sich von Prägungen distanzieren, man kann sie akzeptieren, so dass sie zu eigenen werden. Aber sie existieren in jedem Fall in dem Bewusstseinsraum, den ein Mensch darstellt. Bevor der Mensch sich selbst bestimmt, ist er

bereits bestimmt worden.⁶ Jeglicher Aktivität geht eine nicht selbst ausgewählte Passivität voraus, die – und das darf nicht übersehen werden – zugleich die Bedingung dafür darstellt, sich überhaupt selbst bestimmen zu können. Das gilt für Geschmacksurteile, für Gewohnheiten, aber eben auch für religiöse Prägungen.

14

Und so sucht sich zunächst auch niemand seine Religion aus. Wenn Menschen sich religiös nennen, zu beschreiben versuchen, was ihre Religiosität ausmacht, so beschreiben sie zunächst das, was sie religiös prägt – und: wie sie das, was sie zunächst passiv religiös geprägt hat, bereits wieder umgeprägt haben. Im besten Fall ist das, was Menschen als ihre Religiosität beschreiben, das Ergebnis von selbstverantworteten Lernprozessen. Es werden eigene Erfahrungen gemacht, in den Zusammenhang erfolgter religiöser Prägungen gestellt, mit den Lebensentwürfen und -schicksalen anderer Menschen abgeglichen, es wird neu ausgedeutet. Und so transformiert sich das, was Menschen zunächst nur bestimmt hat, in ein Eigenes. Dies wird nie dazu führen, dass sich Menschen nun vollständig durchsichtig würden oder gar den religiösen Gefühlshaushalt einer totalen Kontrolle unterwerfen könnten. Aber das religiöse Empfinden wird kontrollierter, und: wer sich als bestimmt weiß, wird gelassener gegenüber dem, was andere Menschen bestimmt, ohne damit sogleich desinteressiert oder gar relativistisch werden zu müssen. Und erst recht wird, wer sich selbst sensibilisiert für die eigenen Prägungen und Menschenschicksale, entschieden auftreten gegen alle Fundamentalismen, die gnadenlos werden, weil sie borniert in der Falle der eigenen Selbstgewissheit feststecken. Immer wieder, bis heute wird der Neuzeit ihr Vernunftpathos vorgeworfen. Kein Geringerer freilich als Theodor W. Adorno, der angesichts der Gräuel des 20. Jahrhunderts im wahrsten Sinn des Wortes

leidenschaftlich danach gefragt hat, wie jetzt noch Gedichte zu schreiben oder auch zu philosophieren sei, hat vermerkt: »Wenig übertreibt, wer den neuzeitlichen Begriff der Vernunft mit Kritik gleichsetzt.«⁷ Adorno ist zuzustimmen. Denn Kritik meint neuzeitlich nicht nur Kritik des Anderen, sondern zunächst einmal Selbstkritik. Nichts befriedet deshalb auch eine Gesellschaft mehr, lässt den Individuen ihre Freiheitsräume, als die Fähigkeit zur Selbstkritik und damit Selbstrelativierung religiöser Überzeugungen und Weltanschauungen. Eine solche religiöse, vernunftgeleitete Selbstaufklärungspraxis ist aber bereits Theologie.

Wird Theologie wissenschaftlich betrieben, so geschieht dies – hoffentlich – kontrolliert. Aber zu meinen, in theologisches Denken gingen keine eigenen biographischen Prägungen ein, halte ich für abstrus. Ich nehme mich da nicht aus, mehr noch, ich bekenne mich dazu. Das damals Erlebte, meine damaligen religiösen Prägungen im mehr oder weniger katholischen Münsterland, dies alles existiert zwar für mich nur noch durch die Brille theologischer Reflexion hindurch. Ich verstehe heute, warum die Atmosphäre damals so war, wie sie war. Welche Form von Theologie diese geprägt hatte. Warum die Stimmung am Karfreitag so seltsam verdüstert war.

Aber ich kann nicht sagen, dass ich nicht immer noch innerlich bestimmt wäre von meiner katholischen Sozialisation. Wobei natürlich hinzuzufügen ist: Wie ich von *dem* sozialisiert wurde, was für katholisch gehalten wurde. Schließlich war auch dies geschichtlich geworden. Und auch die von mir erlebte eingedüsterte Karfreitagsstille war nicht die Stille aller Zeiten. Als sie sich – so wie ich es dann erlebt habe – wie selbstverständlich einstellte, wenn es Karfreitag war, es über Jahrhunderte kulturell eingeübt worden war, wie an diesem Tag zu empfinden war und

dann auch tatsächlich so empfunden wurde, war bereits viel Theologie getrieben worden. Längst hatte das Denken sich der damaligen Ereignisse um die Kreuzigung Jesu bemächtigt, ihr Bedeutung gegeben. Dieser Prozess war unvermeidlich, denn schließlich wollten die, die glauben wollten, auch verstehen, und das heißt: sie wollten wissen, warum dem Leben dieses Menschen eine unendliche, erlösende Bedeutung zugeschrieben wurde.

16 Aber Theologie ist alles andere als unschuldig. Sie prägt schließlich Menschen, über liturgische Praxis, Baudenkmäler – über Bilder, Musik. Wer heute in der vorösterlichen Zeit, in der Karwoche, eine Aufführung der *Matthäuspassion* Bachs besucht, hört als Mensch, der in Christentumskontexten groß wurde, diese Musik nicht mehr neutral. Ein bestimmter Begriff des Christentums geht in das Hören ein, jedenfalls dann, wenn man den Texten überhaupt noch Beachtung schenkt und sich nicht darauf beschränkt, sich der Schönheit der Musik zu ergeben. Letzteres ist allerdings im Fall von Bachs *Matthäuspassion* alles andere als leicht.

Glaubenskrise – Gotteskrise?

Doch zurück zu meiner Kindheit, gewissermaßen auch zum Ausgangspunkt dieser Überlegungen. Den Begriff *Karsamstagschristologie* kannte ich damals noch nicht. Der begegnete mir erst viel später im Studium. Johann Baptist Metz hat diesen Begriff meines Wissens geprägt.⁸ Der Begriff warnt davor, es sich mit Ostern zu leicht zu machen. Nur den Osterjubiläum hören zu wollen, aber den Verlassenheitsschrei Jesu am Kreuz und die daraufhin eintretende Stille zu verschweigen. *Wo ist Gott?*, mehr noch *Wo*

bleibt Gott? – dies ist, ich hatte bereits daran erinnert, das Zentrum der biblischen Gottesfrage. Metz hat Recht. *So* ist die biblische Gottesfrage akzentuiert. Diese Fragen kamen in meiner Kindheit nicht vor. Wenn die Stimmung verdüstert war, Karfreitagsstimmung herrschte, so hatte dies einen anderen Grund. Es war die Rede von einer Schuld der Menschheit, die alles beherrschte. Für die musste Jesus am Kreuz sterben: für meine Schuld, für meine große Schuld. Aber wie soll *meine* Schuld durch Jesus am Kreuz gesühnt werden können? Wie soll ich an einer Tat Adams beteiligt gewesen sein? Diese mir schuldhaft anzurechnen sein? Oder aber ist die Ursünde keine Schuld im *moralischen* Sinn? Gehört sie zur ›Natur‹ des Menschen? Was soll eine Sünde dann unterscheiden von anderem Naturhaften? Und warum soll Gott, wenn man sich überhaupt auf diese Logik einer nicht schuldhaften Ursünde einlässt, dieses blutige Opfer gebraucht haben? Hätte er nicht einfach so verzeihen können? Weil er es wollte? Weil er nicht sein will wie der Mensch, der nur allzu oft ein Herz aus Stein zeigt? Das biblische Buch Hosea hat so argumentiert. Nicht vernichten will Gott hier sein Volk, obwohl er zornig ist über dessen Ungerechtigkeit; aber er will ihm nicht gleich werden – lieber ein Herz zeigen, das ein Herz aus Fleisch ist. Warum das kulturelle Gedächtnis des Christentums nicht vom Propheten Hosea geprägt wurde, sondern von Theologen, die wiederum auf eine harte Gerechtigkeit Gottes pochten oder doch jedenfalls sich Gottes Barmherzigkeitswillen nicht ohne blutige Sühne vorzustellen vermochten, ist eine andere Frage.

Verstanden habe ich das als Kind schon nicht. Und – jedoch lasse ich mich gern eines anderen belehren – mein Verdacht lautet: Auch viele andere haben es nicht verstanden, konnten die Logik von einer Schuld, die Sünde sein soll, und diesem entsetzlichen Tod am Kreuz für sich nicht übersetzen. Und was das mit der

Alltagswirklichkeit zu tun haben soll, wussten vermutlich auch viele nicht zu sagen. Ob das in vergangenen Generationen anders gewesen ist, weiß ich nicht zu beantworten. Vielleicht fiel es nicht so auf, mussten die meisten nicht Rede und Antwort stehen.

18

Dies hat sich zumindest hierzulande im letzten Jahrhundert rapide verändert. Es gibt eine massive Glaubenskrise, die nichts damit zu tun hat, dass Menschen keine religiöse Sehnsucht mehr hätten und nun nur noch verdiesseitigt, an materiellen Dingen, am kurzen Glück des Augenblicks oder auch der schnellen Lustbefriedigung interessiert wären. Das mag es alles auch geben, ja. Aber es gibt vor allem eine massive Sprachlosigkeit in Glaubensdingen. Man redet heute über Religion, das *eigene* religiöse Erleben; die Gottesfrage aber als Frage nicht nur für mich, sondern als die Frage der einen Menschheit, fällt heute weitgehend aus. Religion, so in den westlichen Gesellschaften, privatisiert sich – pflegt (von politisierten fundamentalistischen Gruppierungen abgesehen) ein von anderen gesellschaftlich-politischen Bezügen isoliertes, freiwillig in die *splendid isolation* gegangenes Dasein. Gemeinhin nennt man ein solches Dasein dann Spiritualität. Die neue Ökumene besteht darin: Lass’ Du mir meine Religion, meine religiöse Erfahrung, und ich lass’ Dir Deine. Alles ist gleich richtig, nichts ist falsch – nur über die, die an der Gottesfrage leiden, wird nicht gesprochen. Wenn mein Gott aber Bestand haben muss vor dem Gott der Anderen, so hat mein Gott sich auch den Gedichten einer Christine Lavant und dem Gott auszusetzen, der in den Filmen von Fatih Akin, dem deutsch-türkischen Regisseur, vorkommt. Kurz bevor ich aufhörte, an diesem Buch zu arbeiten, war ich in dem Film *The Cut* von Akin. *Gott hat kein Erbarmen* röchelt eine Frau, die im Sterben liegt, Opfer des Genozids an den Armeniern; um sie herum liegen Frauen, Alte

und Kinder: die einen sterben, andere sind längst tot. *Erlöse mich*, bettelt sie ihren Schwager an, der sie gefunden hat, nachdem er selbst nur knapp dem Tod entronnen war, gemeint ist: *töte mich*, damit ich endlich befreit bin von dieser Hölle. Akin lässt die Kamera minutenlang die Szene frontal einfangen. Die Bilder sind schier nicht auszuhalten. Der Schwager erwürgt sie schließlich, erlöst sie so, hält danach die tote Frau liebevoll in den Armen. Die Bilder assoziieren nicht weniger als Pietàdarstellungen. Wer sich einmal diesen Darstellungen, wie Maria den toten Jesus auf dem Schoß hält, ausgesetzt hat, kann nicht anders, als so zu assoziieren. Akins Filmsprache will diese Erinnerung aufrufen. Und Gott?

Überhaupt ist ja nicht Religion, sondern Gott in die Krise geraten. Die Gottesgewissheit vergangener Generationen ist vielen Menschen längst abhandengekommen, und ich möchte hinzufügen: wenn es diese Gewissheit überhaupt je gegeben hat und sie nicht nur die Projektion einer guten alten Zeit derer darstellt, die über die Gegenwart, aus welchen Gründen auch immer, jammern. Dass dieser Glaube zusammenbrach, hat Gründe. Ein Grund dürfte sein, dass man es mit dem alten Gott, vor dem es sich zu fürchten galt, weil doch unterschiedslos alle gesündigt hatten und deshalb Strafe verdienten, dieser doch nur barmherzig sei, wenn er einige wenige rette, der überwiegende Rest aber durchaus gerechterweise der ewigen Verdammnis anheimfiele, nicht mehr aushielt. Dieser Gott war längst einen schleichenden Tod gestorben. Und für dieses Vermissten Gottes, eines erfahrungskonfrontierten Gottes, gab es im Raum der Kirchen keinen Ort. Dort kehrte Belanglosigkeit ein. Der alte Gott wurde ersetzt durch den familiengottesdienstauglichen harmlosen Gott, der die Welt sonntäglich hübsch zu machen hat.